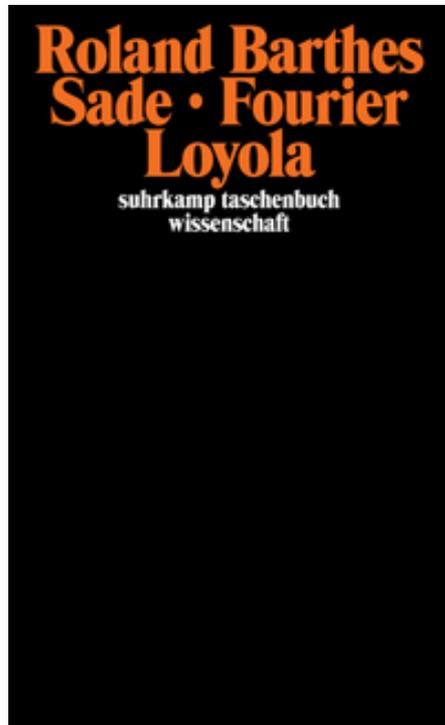


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Barthes, Roland
Sade. Fourier. Loyola

Aus dem Französischen von Maren Sell und Jürgen Hoch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 585
978-3-518-28185-7

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 585

»Nicht aus Lust am Provozieren sind Sade, Fourier und Loyola in ein und demselben Buch zusammengestellt worden, sondern weil alle drei Klassifikatoren, Sprachbegründer waren: der verfemte Schriftsteller begründete eine Sprache des erotischen Vergnügens, der utopische Philosoph eine Sprache des sozialen Glücks und der heilige Jesuit eine Sprache der Anrufung Gottes. Zeichen erfinden und nicht, wie wir es alle tun, nur konsumieren heißt paradoxerweise in den Bereich jenes *Nachhinein* des Sinns einzutreten, der das *signifiant* darstellt, kurz, eine Schreibweise praktizieren. Daher beschäftigt sich dieses Buch auch nicht mit dem Inhalt der Schriften dieser drei Autoren – das ist zur Genüge geschehen –, sondern es behandelt Sade, Fourier und Loyola als Formulierer, Erfinder von Schreibweisen, Textoperatoren. Ich will damit einen alten Plan wiederaufgreifen, dessen theoretische Absicht an diesen konkreten Einzeluntersuchungen ablesbar sein wird: Wie weit kommt man mit einem Text, wenn man nur von seiner Schreibweise spricht? Wie kann man das historistische, psychologische, ästhetische *signifié* des Textes so ausklammern, daß man seine materiale Entfaltung aufdecken kann? Liegt die soziale Intervention eines Textes nicht in der Erregung seiner Schreibweise eher als im Engagement seines Inhalts?«

Roland Barthes

Roland Barthes
Sade Fourier Loyola

Übersetzt von Maren Sell
und Jürgen Hoch

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Sade Fourier Loyola
© Éditions du Seuil, Paris 1971

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2015

Erste Auflage 1986

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 585

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1974

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29327-3

INHALTSÜBERSICHT

Vorwort

7

Anmerkung

16

Sade I

19

Loyola

47

Fourier

89

Sade II

139

Lebensläufe

195

Inhalt

211

Vorwort

Was Sade von Fourier unterscheidet, ist der Sadismus; was Loyola von Sade unterscheidet, ist die göttliche Anrede. Sonst aber die gleiche Schreibweise: die gleiche Klassifizierungssucht, die gleiche Besessenheit des Zerlegens (den Körper Christi, den Körper der Opfer, die menschliche Seele), die gleiche Zählmanie (die Sünden, die Marter, die Leidenschaften werden gezählt und selbst die dabei auftretenden Zählfehler), die gleiche Praxis des Bildes (der Imitation, des Gemäldes, der Sitzung), der gleiche Zuschnitt des gesellschaftlichen, erotischen und phantasmatischen Systems. Keiner dieser drei Autoren ist leicht eingängig; bei allen dreien ist die Lust, das Glück, die Kommunikation von einer unerbittlichen Ordnung abhängig oder, offensiver gesagt, von einer Kombinatorik. Und hier sind sie nun alle drei vereint, der verfemte Schriftsteller, der große Utopist und der heilige Jesuit. In dieser Zusammenstellung steckt keine Herausforderung (eine Herausforderung wäre es, Sade, Fourier und Loyola so zu behandeln, als hätten sie nicht geglaubt: an Gott, an die Zukunft, an die Natur), keine Transzendenz (der Sadist, der Aufrehrer, der Mystiker lassen sich nicht auf den Sadismus, die Revolution, die Religion zurückführen), und ich füge hinzu (und das ist der Sinn dieses Vorworts), keine Willkür: jede dieser Studien wurde, obgleich zunächst (teilweise) getrennt veröffentlicht, so konzipiert, daß sie mit den anderen beiden in ein und demselben Buch zusammengestellt werden konnte, dem Buch der Logotheten, der Begründer von Sprachen. Die Sprache, die sie begründen, ist selbstverständlich keine linguistische Sprache, keine Kommunikationssprache. Es ist eine neue Sprache, von der natürlichen Sprache durchsetzt (oder diese durchsetzend), die sich nur der semiologischen Erklärung des Textes anbietet. Das hindert diese künstliche Sprache jedoch nicht (vielleicht weil sie hier von alten Autoren erfunden wurde und ihr daher die klassische Doppelstruk-

tur von Darstellung und Stil eigen war, der die moderne Textproduktion von Lautreámont zu Guyotat zu entkommen sucht), sich teilweise nach den Konstitutionsregeln der natürlichen Sprache zu richten; und in ihrer Eigenschaft als Logotheten sind, so scheint es, unsere Autoren alle drei in gleicher Weise vorgegangen.

Erster Schritt: sich abschließen. Die neue Sprache soll aus einer materiellen Leere entstehen; ein Vorraum soll sie von anderen geläufigen, entleerten, überholten Sprachen trennen, deren »Geräusch« sie stören könnte: keine Überlagerung der Zeichen; um die Sprache zu entwickeln, mit deren Hilfe sich der Exerzitant der Gottheit zuwenden kann, fordert Loyola Abgeschiedenheit: kein Geräusch, wenig Licht, Einsamkeit; Sade sperrt seine Libertins an unzugänglichen Orten ein (Schloß Silling, das Kloster Sainte-Marie-des-Bois); Fourier beschließt die Abschaffung der Bibliotheken, 600 000 Bände Philosophie, Ökonomie und Moral werden zensiert, verhöhnt und in ein komisches Archäologiemuseum verbannt, wo Kinder sich mit ihnen amüsieren können (ebenso zieht Sade Juliette und Clairwil in den Raum des Karmelitermönchs Claude und wischt dort mit einer verächtlichen Geste alle bisherigen erotischen Werke der Vulgärbibliothek des Mönchs fort).

Zweiter Schritt: gliedern. Ohne unterschiedene Zeichen keine Sprache. Fourier teilt den Menschen in 1620 feste Leidenschaften ein, die kombiniert, aber nicht verändert werden können. Sade verteilt den Genuß wie die Wörter eines Satzes (Stellungen, Figuren, Episoden, Sitzungen); Loyola zerstückelt den Körper (der von jedem der fünf Sinne nacheinander erlebt wird), so wie er die Christusgeschichte zerlegt (in »Mysterien«, als Theatergattung verstanden). Auch keine Sprache, wenn diese abgetrennten Zeichen sich nicht von neuem in eine Kombinatorik einfügen lassen. Unsere drei Autoren rechnen, kombinieren, ordnen, produzieren unablässig Zusammensetzregeln; an die Stelle der Schöpfung setzen sie die Syntax, die *Komposition* (ein Ausdruck der Rhetorik und des Ignatius); alle drei sind Fetischisten mit einer Vorliebe für den zerstückelten Körper, so daß die Wie-

derherstellung einer Totalität für sie nur zum Zweck der Erkennbarkeit geschehen kann: am Genuß, am Glück und an der Kommunikation gibt es nichts Unsagbares, nichts, was sich nicht auflösen ließe: nichts, was nicht gesprochen werden kann: für Sade und für Fourier müssen Eros und Psyche *gegliedert* werden, genauso wie für Bossuet (der Ignatius gegen Johannes vom Kreuz und Fénelon, die Mystiker des Unaussprechlichen, ausspielt) das Gebet sich notwendigerweise in eine Sprache kleiden muß.

Dritter Schritt: ordnen. Nicht mehr bloß die elementaren Zeichen anordnen, sondern auch die große erotische, eudämonistische oder mystische Sequenz unter eine höhere Ordnung stellen, die nicht mehr die der Syntax, sondern die der Metrik ist. Der neue Diskurs hat einen Ordner, einen Zeremonienmeister, einen Rhetoriklehrer: bei Ignatius ist es der geistliche Vater, bei Fourier irgendein Patron oder eine Matrone, bei Sade ein Libertin, der als einzigen Vorrang eine flüchtige und ganz und gar praktische Verantwortung hat, die Stellungen anordnet und den allgemeinen Ablauf der erotischen Prozedur dirigiert. Immer ist jemand da, um das Exerzitium, die Sitzung, die Orgie zu regeln (nicht zu reglementieren), aber dieser jemand ist kein Subjekt; Regisseur einer Episode ist er nur für einen Moment, er ist nichts weiter als ein Rektionsmorphem, ein Satzoperator. Der von unseren drei Autoren geforderte Ritus ist daher nur eine Form der Planung: die für die Lust, das Glück, die göttliche Anrede notwendige Ordnung (ebenso ist jede Textform immer nur das Ritual für die Ordnung der Lust). Nur ist diese Ökonomie nicht besitzergreifend, sie »deliriert« weiter und sagt nur, daß die bedingungslose Hingabe keine unkontrollierte Hingabe sein soll: die Hingabe muß sogar geordnet sein, um bedingungslos sein zu können: die endgültige Leere, die Verleugnung jeglicher Ökonomie des Hortens, wird selbst wieder nur durch eine Ökonomie erreicht: die Ekstase de Sades, das Jubeln Fouriers, der Gleichmut des Ignatius sprengen niemals die Sprache, aus der sie gemacht sind: ist der Ritus, über den nichts hinausgeht, nicht ein materialistischer?

Wenn die *Logothesis* sich mit der Etablierung eines Rituals begnügte, d. h. etwa einer Rhetorik, wäre der Sprachbegründer nichts weiter als der Autor eines Systems (was man gewöhnlich einen Philosophen oder einen Gelehrten oder einen Denker nennt). Sade, Fourier und Loyola sind aber etwas anderes: Formulierer (was man gewöhnlich Schriftsteller nennt). Und in der Tat, um eine Sprache *durch und durch* zu begründen, ist ein vierter Schritt notwendig: das *Theatralisieren*. Was heißt das? Nicht die Darstellung ausschmücken, sondern die Sprache grenzenlos machen. Auch wenn unsere Logotheten alle drei auf Grund ihrer historischen Stellung noch in einer Ideologie der Darstellung und des Zeichens befangen sind, produzieren sie dennoch bereits Text, d. h. es gelingt ihnen, an die Stelle der Platttheit des Stils (wie man ihn bei den »großen« Schriftstellern finden kann) das Volumen des Schreibens zu setzen. Der Stil bedingt und praktiziert die Gegenüberstellung von Inhalt und Form; er ist die Gegenstütze für ein Grundgefüge. Das Schreiben aber setzt in dem Moment ein, wo die Signifikanten sich so staffeln, daß kein Sprachgrund mehr ausgemacht werden kann. Der Stil, als »Form« gedacht, hat eine »Konsistenz«; das Schreiben kennt – um einen Ausdruck Lacans zu benutzen – nur ein »Insistieren«. Und das tun unsere drei Klassifikatoren: wie man ihren Stil auch beurteilt, gut, schlecht oder neutral, ist gleichgültig. Sie insistieren, und bei diesem Betonen und Drängen machen sie nirgends halt. In dem Maße, wie der Stil im Schreiben aufgeht, wird das System zu einer Systematik, der Roman zum Romanesken, das Gebet zum Phantasmatischen: Sade ist kein Erotiker, Fourier kein Utopist und Loyola kein Heiliger mehr: von jedem bleibt nur noch ein Szenograph übrig, einer, der sich in den Streben, die er aufbaut und bis ins Unendliche fortführt, verliert.

Wenn also Sade, Fourier und Loyola Sprachbegründer sind und nichts anderes, dann nicht um etwas zu sagen, sondern um auf eine Leere hinzuweisen (wenn sie *etwas* sagen wollten, hätten die linguistische Sprache, die Kommunikations-sprache oder die philosophische Sprache ausgereicht: man

könnte sie *resümieren*, was jedoch bei keinem von ihnen gelingt). Sprache, als Feld des Signifikanten, inszeniert Bezüge des Insistierens und keine Bezüge der Konsistenz: Zentrum, Gewicht und Sinn verlieren ihren Stellenwert. Die am wenigsten auf ein Zentrum bezogene *Logothesis* ist zweifellos die von Fourier (Leidenschaften und Sterne werden unaufhörlich verstreut, verweht), und deshalb ist sie zweifellos die euphorischste. Für Loyola ist Gott die Markierung, der innere Tonfall, der Schoß, und keiner macht der Kirche diesen Heiligen abspenstig. Doch im Eifer des Schreibens fallen dann diese Markierung, dieser Tonfall, dieser Schoß weg: ein logothetisches System von außerordentlicher Feinheit, weil voller Kniffe, produziert semantische Indifferenz, Gleichheit der Befragung, eine Mantik, bei der die Abwesenheit der Antwort auf die Abwesenheit des Antwortenden hinweist. Und für Sade gibt es etwas, was die Sprache eindämmt, sie zu einer zentrierten Metonymie macht. Dieses Etwas aber ist der Samenerguß (»Alles Unsittliche kettet sich aneinander, und je mehr wir davon auf das Unsittliche des Samenergusses konzentrieren, desto glücklicher werden wir uns machen«). Das bedeutet buchstäblich Dissemination.

Nichts ist deprimierender, als sich den Text als ein intellektuelles Objekt vorzustellen (der Reflexion, der Analyse, des Vergleichs, der Widerspiegelung usw.). Der Text ist ein Lustobjekt. Die Wollust am Text ist oft nur stilistischer Art: glückliche Ausdrucksformen, an denen es weder bei Sade noch bei Fourier mangelt. Zuweilen jedoch erfüllt sich die Lust am Text auf tiefere Weise (und erst dann kann man sagen, daß wir es mit Text zu tun haben): wenn der »literarische« Text (das Buch) in unser Leben eingeht, wenn eine andere Schreibweise (das Schreiben des Anderen) Fragmente unseres eigenen täglichen Daseins zu schreiben vermag, kurz, wenn sich ein Zusammenleben herstellt. Indiz für diese Lust am Text ist, daß wir mit Sade oder Fourier leben könnten. Mit einem Autor leben muß nicht unbedingt heißen, das Programm, das er in seinen Büchern vorgezeichnet hat, aus-

führen (obgleich diese Verbindung nicht bedeutungslos wäre, wo es doch das Argument des Don Quijote bildet; Don Quijote ist durchaus noch ein Buchgeschöpf). Es geht also nicht darum, das bereits Dargestellte nun wirklich auszuführen und mit Sade sadistisch oder orgiastisch, mit Fourier Mitglied des Phalanstère und mit Loyola ein Betender zu werden; vielmehr sollen in unser tägliches Leben aus dem bewunderten (da über eine Ausstrahlungskraft verfügenden) Text Fragmente des Intelligiblen («Aussprüche») eingehen; der Text soll nachgesprochen, nicht nachvollzogen werden. Dabei behält er die Distanz eines Zitats, die durchschlagende Kraft einer Wortprägung, einer Sprachwahrheit. Unser tägliches Leben wird dabei selbst zum Theater, unser soziales Habitat zum Bühnenbild. Mit Sade oder Fourier leben heißt in bestimmten Augenblicken wie Sade, wie Fourier sprechen (mit Loyola leben? Warum nicht? Wir betonen noch einmal, daß es nicht darum geht, Inhalte, Überzeugungen, einen Glauben, eine Sache, oder auch nur Bilder zu verinnerlichen; es geht darum, Text, eine Art phantasmatische Ordnung in sich aufzunehmen: mit Loyola genießerisch die Wollust zu teilen, eine Abgeschiedenheit zu organisieren, deren innere Zeit einzudecken, deren Sprachmomente zu verteilen: die Seriosität der Darstellungen des Ignatius schwächt nur wenig den Genuß des Schreibens ab).

Die Lust am Text bringt auch eine freundschaftliche Wiederkehr des Autors mit sich. Der wiederkehrende Autor ist zwar nicht der gleiche, der von unseren Institutionen (Geschichte und Studium der Literatur und Philosophie, Diskurs der Kirche) identifiziert wurde; er ist noch nicht einmal der Held einer Biographie. Der aus seinem Text heraus- und in unser Leben eintretende Autor ist keine Einheit: er ist für uns ganz einfach eine Vielzahl von »Reizen«, der Ort einiger zerbrechlicher Details und doch Quelle lebendiger romanesker Ausstrahlung, ein unentwegtes Lied von Freundlichkeiten, aus dem wir den Tod freilich eher herauslesen als aus dem Epos eines Schicksals. Keine (juristische oder moralische) Person, sondern ein Körper. Weil die Lust am Text von

jeglichem Werturteil frei macht, wird mir mit dem Leben Sades nicht das sicher grandiose Schauspiel eines Mannes zuteil, der ob des in ihm brennenden Feuers von einer ganzen Gesellschaft unterdrückt wird, nicht die ernste Kontemplation eines Schicksals, sondern, unter anderem, Sades provenzalische Art, Mademoiselle Rousset »Milli« zu nennen oder Milli Henriette oder Milli Lépinai, der weiße Muff als er Rose Keller anspricht, seine letzten Spielchen mit der kleinen Wäscherin von Charenton (an der Wäscherin entzückt mich die Wäsche); mit dem Leben Fouriers wird mir seine Vorliebe für *mirlitons* (kleine aromatische Pariser Pasteten) zuteil, seine späte Sympathie für Lesbierinnen, sein Tod inmitten von Blumentöpfen; mit Loyola werden mir nicht seine Bußgänge, Visionen, Geißelungen und Zustände des Heiligen zuteil, sondern nur »seine schönen und stets ein wenig tränennassen Augen«. Wenn aber eine List der Dialektik will, daß in dem jedes Subjekt zerstörenden Text doch ein liebenswürdiges Subjekt sei, so ist dieses Subjekt doch verstreut, wie Asche, die man nach dem Tode in alle Winde streut (der *Urne* und der *Stele* als handfeste geschlossene Gegenstände und Schicksalsträger stehen die *Splitter* der Erinnerung gegenüber, die Erosion, die vom vergangenen Leben nur ein paar Furchen übrig läßt): wäre ich Schriftsteller und tot, wie sehr würde ich mich freuen, wenn mein Leben sich dank eines freundlichen und unbekümmerten Biographen auf ein paar Details, einige Vorlieben und Neigungen, sagen wir auf »Biographeme«, reduzieren würde, deren Besonderheit und Mobilität außerhalb jeden Schicksals stünden und wie die epikuräischen Atome irgendeinen zukünftigen und der gleichen Auflösung bestimmten Körper berührten; ein durchlöchertes Leben, so wie Proust es in sein Werk einfließen ließ, oder ein Film der alten Art, wo jede Rede fehlt und wo der Bilderfluß (dieser *flumen orationis*, worin möglicherweise die »Schweinerei« des Schreibens besteht), wie bei einem wohltuenden Schluckauf, durch das kaum wahrnehmbare Schwarz des Zwischentitels, jenes unbekümmerte Eindringen eines *anderen* Signifikanten, unterbrochen wird: Sades weißer Muff,

die Blumentöpfe Fouriers, die spanischen Augen von Ignatius.

Nur Leute, die sich langweilen, brauchen Illusionen, sagte Brecht. Das Vergnügen einer Lektüre garantiert seine Wahrheit. Wenn ich Texte und nicht Werke lese und sie mit einem Blick absuche, der nicht ihr Geheimnis, ihren »Inhalt«, ihre Philosophie, sondern einzig und allein ihr Glück beim Schreiben genießen will, kann ich hoffen, Sade, Fourier und Loyola ihrer Bürgschaften zu entledigen (der Religion, der Utopie, des Sadismus); ich versuche, den moralischen Diskurs, der über sie gehalten wurde, zu zerstreuen oder einfach zu umgehen. Wenn ich, wie sie, nur die Sprachformen herausarbeite, löse ich den Text von seinem Garantieschein ab: vom Sozialismus, vom Glauben, vom Bösen. Dadurch erzwingen ich (das jedenfalls ist die theoretische Absicht dieser Studien) eine Verschiebung (auf keinen Fall eine Unterdrückung, eher sogar eine Akzentuierung) der gesellschaftlichen Verantwortung des Textes. Manche glauben, mit Sicherheit den Ort dieser Verantwortung angeben zu können: den Autor und die Stellung dieses Autors in seiner Zeit, seiner Geschichte, seiner Klasse. Ein anderer Ort bleibt dabei jedoch rätselhaft und entgeht bis jetzt jeder Aufklärung: der Ort des Lesens. Diese Verdunklung geschieht gerade in einer Zeit, wo man die bürgerliche Ideologie am strengsten geißelt, ohne sich jedoch jemals zu fragen, von welchem Ort aus man über sie oder gegen sie spricht: ist es der Raum des Nichtredens (Nicht sprechen und nicht schreiben: Aktionen machen)? Ist es der Raum einer Gegenrede (Reden wir gegen die Klassenkultur!)? Aus welchen Merkmalen, welchen Figuren, welchen Gedankengängen, welchen kulturellen Residuen besteht diese Rede aber? So zu tun, als ob man gegen die Ideologie eine unschuldige Rede halten könnte, läuft auf den Glauben hinaus, daß die Sprache nur ein neutrales Instrument für einen allüberwältigenden Inhalt sei. Im Grunde gibt es heute kein Sprachfeld, das außerhalb der bürgerlichen Ideologie wäre: unsere Sprache geht aus ihr hervor, kehrt zu ihr zurück, bleibt in ihr eingeschlossen. Die einzig mögliche Reaktion darauf ist we-

der Angriff noch Zerstörung, sondern ganz einfach Diebstahl: den alten Text der Kultur, der Wissenschaft, der Literatur zerstückeln und dann seine Merkmale bis zur Unkenntlichkeit zerstreuen, so wie man gestohlenen Gut kaschiert. Auf diese Art und Weise versuche ich, dem alten Text jedes falsche, soziologische, historische oder subjektive Sprießen von Bestimmungen, Visionen und Projektionen zu nehmen; ich horche auf das Mitreißende der Botschaft, nicht auf die Botschaft selbst; ich sehe in dem dreifachen Werk die sieghafte Entfaltung des signifikanten, des terroristischen Textes, von dem sich der vorgegebene Sinn, der ihn zu ersticken drohende repressive (liberale) Diskurs wie verfaulte Haut ablösen läßt. Der Eingriff eines Textes in die Gesellschaft (der sich nicht unbedingt in der Zeit seines Erscheinens vollzieht) mißt sich weder an seiner Publikumswirkung noch an der Treue der sozio-ökonomischen Widerspiegelung, die sich in ihm abzeichnet oder die er für einige wißbegierige Soziologen hat, sondern vielmehr an der Gewalt, mit der er die Gesetze, die eine Gesellschaft, eine Ideologie, eine Philosophie sich geben, um sich in einer schönen Bewegung historischer Einsicht aufeinander abzustimmen, *überschreitet*. Diese Überschreitung heißt: Schreiben.

Juni 1971

Anmerkung

1. *Loyola* ist nur der Name eines Dorfes. Ich weiß, daß man eigentlich *Ignatius* oder *Ignatius von Loyola* sagen müßte, aber ich nenne ihn weiter so, wie ich ihn für mich selbst immer genannt habe. Ob ein Autor bei seinem richtigen Namen genannt wird, ist ja unwichtig. Er erhält seinen Namen nicht von den Regeln der Onomastik, sondern von der Gemeinschaft derjenigen, die sich mit ihm beschäftigen.

2. *Sade I* ist in *Tel Quel* 28, Winter 1967, unter dem Titel »L'Arbre du crime« erschienen und im 16. Band der *Œuvres complètes* von Sade, Cercle du Livre précieux 1967, S. 509-532. *Loyola* ist in *Tel Quel* 38, Sommer 1969, unter dem Titel »Comment parler à Dieu?« erschienen und soll als Einleitung dienen für die *Exercices spirituels*, übersetzt von Jean Ristat, die bei Christian Bourgois in der Reihe 10 × 18 erscheinen. *Fourier* ist unter dem Titel »Vivre avec Fourier« teilweise in *Critique* 281, Oktober 1970, erschienen. Diese Texte sind nur wenig korrigiert worden. *Sade II*, ein Teil von *Fourier* und der *Lebenslauf* von Sade erscheinen hier zum ersten Mal.

3. Die zitierten Ausgaben sind: D.A.F. Sade, *Œuvres complètes*, Paris, Cercle du Livre précieux 1967, 16 Bände. Charles Fourier, *Œuvres complètes*, Paris, Anthropos 1967, 11 Bände. Ignace de Loyola, *Exercices spirituels*, übersetzt von François Courel, Desclée de Brouwer 1963, und *Journal spirituel*, übersetzt von Maurice Giuliani, Desclée de Brouwer 1959.

4. Die Informationen der *Lebensläufe* sind aus zweiter Hand. Für Sade kommen sie aus der monumentalen Sadebiographie von Gilbert Lély, Paris, Cercle du Livre précieux 1966, Band 1 und 2 und aus dem *Journal inédit* von Sade, Vorwort von Georges Daumas, Paris, Gallimard 1970 in der Reihe *Idées*. Für Fourier kommen diese Informationen aus den Vorworten von Simone Debout-Oleszkiewicz zu Band 1 und 7 der *Œuvres complètes* von Fourier, Paris, Anthropos 1967.

5. Auf einen Lebenslauf von Loyola habe ich verzichtet, weil ich ihn nicht nach den Prinzipien einer *Bio-graphie* hätte schreiben können, von denen im Vorwort die Rede ist; es hätte mir an signifikantem Material gefehlt. Da das eine historische Lücke ist, brauchte ich sie keineswegs zu kaschieren. Es gibt tatsächlich zwei Hagiographien: die der *Legenda aurea* (15. Jahrhundert) läßt dem Signifikanten weiten Raum (der Signifikant ist hier der Körper des Märtyrers); und die moderne von Ignatius verdrängt

eben diesen Körper: wir kennen von dem Heiligen nur seine tränennassen Augen und seine Klausur. In dem ersten Buch begründet das *Sagen* des Körpers den Lebenslauf; im zweiten ist es das *Nichtsagen*: der Bruch zwischen Ökonomie und Zeichen, der auch auf vielen anderen Gebieten an der Wende von Mittelalter und Neuzeit erkennbar ist, geht also sogar durch die Schreibweise des Heiligen Lebens hindurch. Jenseits (oder diesseits) des Zeichens in Richtung auf den Signifikanten wissen wir nichts vom Lebenslauf des Ignatius von Loyola.

Ramón Alejandro hat für dieses Buch den Versammlungssaal des Schlosses von Silling gezeichnet. Ich danke ihm dafür.

Sade I

